

Elisabeth Büchle

MEHR ALS NUR EIN  
TRAUM

Roman

Für Jonathan

# Prolog

*Spätsommer 1961*

Fabienne Chevalier warf zum wiederholten Mal einen Blick in den Rückspiegel. Ein Wagen folgte ihr, wie an den kreisrunden Scheinwerfern unschwer erkennbar war. Das war ungewöhnlich. Vor allem zu dieser nächtlichen Stunde.

Erschöpft strich sie sich den Schweiß von der Stirn. Ihr Gesicht war für ihre 48 Jahre erstaunlich faltenfrei, dafür hob sich die Narbe auf ihrer Wange umso deutlicher hervor.

Schwüle Hitze beherrschte die Nacht. Ein weißer Mond stand fast perfekt rund am Firmament und tauchte die Landschaft in ein blaues Licht. Der Mississippi wälzte sich brodelnd unter der alten Holzbrücke hindurch. Fabienne lenkte ihr Automobil vorsichtig über die knarrenden Holzbretter, kurz darauf rumpelte sie über die Schienen, die in Richtung des Holzfallerlagers und des Sägewerks führten.

In dem von Schwarzen bewohnten Dorf brannte kein Licht. Friedliche Stille lag über den einfachen Hütten und Anbauten. Trotz des lauten Motors hörte Fabienne eine Kuh in ihrem Verschlag brüllen, untermalt vom endlosen, schrillen Zirpen der Grillen.

Die Schlaglöcher in der nicht befestigten Straße zwangen sie, langsamer zu fahren. Hinter ihr kamen die Autoscheinwerfer näher. Sie verließ die Ansammlung der heruntergekommenen Hütten und drückte das Gaspedal durch. Das Land war durchzogen von Bodenwellen, über die die schnurgerade Piste hinwegführte. Links und rechts erhoben sich dunkle Baumriesen und ließen das Mondlicht nur sporadisch durch.

Schließlich erreichte Fabienne ihr Ziel. Sie hielt am Straßenrand, stellte den Motor ab und schaute erneut in den Innenspiegel. Das Fahrzeug, das ihr folgte, hatte ebenfalls nicht im Dorf angehalten. Soeben verschwanden seine Scheinwerfer in einer Senke und tauchten gleich darauf auf dem Hügelkamm wieder auf. Das flaue Gefühl in ihrer Magengegend nahm zu. Mühsam kurbelte sie das Fenster hoch, griff nach ihrer Handtasche und stieg aus.

Der Pick-up hielt auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Über die Melodie der Grillen und das laute Knattern des Motors hinweg hörte sie, wie ratschend die Handbremse festgestellt wurde. Der Fahrer verließ seinen Wagen. Er ließ den Motor laufen, und die Scheinwerfer beleuchteten die sandige Piste bis zur nächsten Bodenwelle.

Der schwarze Schatten, der auf Fabienne zukam, ging leicht gebeugt, als wolle er etwas verbergen.

Der Mann trat ins Mondlicht und Fabienne atmete erleichtert auf. „Sie sind es“, sagte sie und lächelte. „Kann ich etwas für Sie tun?“

„Ja. Sterben Sie.“

Fabienne taumelte unwillkürlich einen Schritt zurück. Sie tastete nach der offen stehenden Fahrertür. In den sonst so freundlichen Augen des Mannes lag ein gefährliches Glitzern. Erst jetzt bemerkte sie, dass er eine Schusswaffe in der Hand hielt.

„Was ...?“

Sie kam nicht mehr dazu, den Satz zu Ende zu bringen. Die Pistole spuckte Feuer, brachte Lärm, Schmerz und Tod.

# TEIL I

*Februar – April 1963*

*„... Neunzehnhundertdreiundsechzig ist kein Ende, sondern ein  
Anfang ...“*

Martin Luther King<sup>1</sup>

# 1. Kapitel

Mit einem unüberhörbaren Klatschen landeten die Fotografien auf dem Verkaufstresen und wirbelten ein paar beschriebene Notizzettel gleich einem aufgeschreckten Mückenschwarm umher. Felicitas bemühte sich, die Papiere einzufangen, stieß dabei allerdings gegen ihr Wasserglas. Es kippte und der Inhalt ergoss sich auf die polierte Holzfläche. Die 26-Jährige brachte die Bilder rasch in Sicherheit und drehte sich dann zu ihrem aufgebrauchten Chef um.

„Was hast du dir nur dabei gedacht?“ Der ältere Herr mit dem gepflegten grauen Schnauzer schüttelte verständnislos den Kopf.

Felicitas drückte ihm die Fotografien, die seinen Ärger ausgelöst hatten, in die Hand und begab sich auf die Suche nach einem Tuch, um der sich ausbreitenden Wasserlache auf dem Tresen Herr zu werden.

„Ich wollte die Notizen einfangen“, rief sie dem Fotografen zu, wohl wissend, dass er nicht auf ihr Missgeschick angespielt hatte. Ihre grünen Augen blitzten vor Schalk.

„Frau Birkenbach bringt ihre beiden Buben in dunklen Anzügen, mit weißen Hemden, umgebundenen Fliegen und dazu frisch frisiert zu uns, und du hast tatsächlich angenommen, dass sie damit einverstanden ist, dass du ihnen die Fliegen entfernst, die Hemden aus den Hosen ziehst, ihre Haare zerzaust und sie auf einem Strohhallen in einem Schuppen ablichtest?“ Heinz März behielt nur mühsam beherrscht die stoische Ruhe bei, die ihm sonst zu eigen war, was Felicitas jedoch nicht weiter beeindruckte. Sie würden auch diese Aufregung gemeinsam durchstehen und anschließend weiterarbeiten wie bisher.

„Sie kennen doch die Birkenbach-Jungen, Herr März? Das sind wilde Raufbolde. Das sind diejenigen, die Ihnen letzte Woche mit einem Stein im Schneeball die Scheibe eingeworfen haben.“

„Und deshalb meinst du, dass du sie und ihre Mutter bestrafen musst?“

„Nein, ich wollte die beiden so fotografieren, wie sie nun einmal sind: normale Kinder und keine snobistischen, wie Balzhähne ausgestaffierten kleinen Erwachsenen!“

Heinz hob die Fotografien dicht vor die Augen und musterte die Kinder. Sie versteckten die Hände in den Hosentaschen, lehnten Rücken an Rücken und grinsten in seine Richtung. Wieder gefasster wartete er, bis Felicitas den Tresen trocken gewischt hatte, ehe er die Bilder erneut vor ihr ausbreitete. „Diese Fotos sind exzellent, und das weißt du, Fräulein. Aber Frau Birkenbach hatte bestimmt etwas anderes im Sinn, als sie die Rabauken so *snobistisch* ausstaffiert zu uns geschickt hat.“

Felicitas zuckte eigensinnig mit den Schultern. „Und ich dachte, die Eltern möchten *ihre* Kinder fotografiert haben, so wie sie wirklich sind. Wir könnten in Zukunft Puppen mit den Sonntagskleidern der Kinder ausstaffieren und ...“

„Felicitas?“, fragte der Mann geduldig.

„Ja, Herr März. Bevor ich die Lausbuben in ihren Normalzustand zurückversetzt habe, habe ich selbstverständlich anständige Studioaufnahmen von ihnen gemacht“, gestand Felicitas endlich. Sie zog eine braune Papiertüte aus der Ablage und reichte ihm die Abzüge mit den steif dastehenden Jungen, die brav in die Kamera lächelten. Nach einem flüchtigen Blick auf die Bilder brummte Heinz versöhnlich.

„Dann werfe ich diese hier weg.“ Felicitas ließ die der Familie zuerst ausgehändigten Fotografien in den Papierkorb unter dem Tisch gleiten.

„Schade drum. Du solltest sie nicht wegwerfen.“

„Wozu sollte ich sie aufheben? Die will doch niemand!“

Ihr Chef hielt das Thema damit anscheinend für ausreichend diskutiert, denn er griff nach Hut und Mantel und schritt zur gläsernen Eingangstür seines Fotostudios. „Ich bringe die Bilder persönlich zu den Birkenbachs und entschuldige mich angemessen. Sieh du zu, dass das Schaufenster heute noch fertig wird.“ Vom leisen Läuten des Türglöckchens begleitet trat Heinz hinaus auf die verschneite Hauptstraße.

Felicitas räumte den nassen Lappen in die Dunkelkammer und kletterte in das beengte, fast leere Schaufenster.

Mit ihrem guten Auge für Details stellte sie die gerahmten Hochzeitsfotos in die Ecke, drapierte den Zylinder und den Schleier daneben und verließ dann ebenfalls den Laden, um die Dekoration von außen zu betrachten. Mehrere frisch angetraute Ehepaare blickten ihr von den Fotos teils ernst, teils zaghaft lächelnd entgegen, während zwei Kleinkinder mit Pausbacken sie missmutig anschauten und selbst auf der Fotografie noch um ihr Gleichgewicht zu kämpfen schienen. Einige der Bilder waren in Schwarz-weiß, andere Familien hatten sich die deutlich teureren Farbfotografien geleistet.

Die Fotografin rieb sich mit klammen Händen über die geröteten Wangen. Ihr Blick ruhte auf der Lücke zwischen den Kinderfotos und dem Zylinder mit Schleier. Nachdenklich spitzte sie ihre Lippen, ging dann entschlossen zurück in den angenehm warmen Laden und rahmte die von ihr vor wenigen Minuten im Papierkorb versenkten Bilder. Gleich darauf stellte sie die Abzüge von den Birkenbach-Jungen auf die Erhöhung inmitten des Schaufensters. Erneut setzte sie sich der Kälte im Freien aus und besah sich mit leicht schief gelegtem Kopf ihr rebellisches Werk.

In ihre Überlegungen versunken trat sie auf der Stelle, um ihre Füße warm zu halten. Ihr Blick wanderte die verschneite Hauptstraße entlang. Frauen in schwingenden Röcken und langen Mänteln eilten zwischen den Häusern hindurch, manche mit ein oder zwei ebenfalls warm gekleideten Kindern an den Händen. Mit vom Einkauf prall gefüllten Taschen und Körben verweilten sie hier und da zu einer Plauderei, bevor sie ihren Heimweg fortsetzten. Dort angekommen würden sie den Ofen anheizen und für ihre Lieben eine schmackhafte Abendmahlzeit zubereiten.

Ein Seufzen kam über Felicitas' vor Kälte bebende Lippen. Ein Teil von ihr sehnte sich durchaus nach jenem Familienidyll, doch es gab da auch eine andere Seite in ihr, und diese rebellierte gegen die friedliche Normalität um sie herum. Man schrieb das Jahr 1963 – 18 Jahre nach Kriegsende – und Felicitas hatte zunehmend das Gefühl, nicht in die heile Welt hineinzupassen, die sich infolge des Wirtschaftsaufschwungs auch in ihrem bayrischen Heimatstädtchen entwickelt hatte.

Seit etlichen Jahren lebte sie vollkommen auf sich gestellt, wusste daher um die Vorzüge eines ungebundenen Lebens, kämpfte gelegentlich aber auch gegen seine Nachteile an. Sie arbeitete bei Heinz März, aß bei der Familie März und traf sich einmal in der Woche mit ihrer besten Freundin, die seit einem halben Jahr mit einem in Bad Tölz stationierten Hubschrauberpiloten der US-Army liiert war.

Ihre Routine beruhigte Felicitas wie das sanfte Glucksen der Isar, drohte sie aber gleichzeitig mit überhandnehmender Langeweile zu erdrücken. Bisweilen hegte Felicitas den Verdacht, dass sie im Grunde ihres Herzens auf eine Flutwelle wartete.

„Fräulein Jecklin! So nachlässig angezogen werden Sie doch krank“, wurde sie von einer freundlich mahnenden und vom Alter leicht brüchigen Frauenstimme aus ihren Überlegungen gerissen.

„Guten Abend, Frau Kroner. Ich sehe mir nur schnell die neuen Auslagen an.“



Die Frau ergriff Felicitas' kalte Hand, während sie sich dem Schau-  
fenster zuwandte. „Das haben Sie hübsch gemacht. Heinz kann sich  
glücklich schätzen, eine so begabte Angestellte zu haben. Die beiden  
Birkenbach-Buben gefallen mir besonders gut!“

Frau Kroner, bereits im Begriff zu gehen, drückte der überraschten Fe-  
licitas nochmals kräftig die Hand. Felicitas sah der älteren Dame zu, wie  
sie mit vorsichtig durch den Schnee tastenden Schritten ein Haus nach  
dem anderen passierte und dabei allen Passanten freundlich zunickte.  
War Felicitas womöglich nicht die Einzige in dem kleinen Ort, die es  
nach Abwechslung verlangte?

Von einer inneren Unruhe erfasst kehrte Felicitas in den Laden zu-  
rück, warf einen Blick auf die tickende Uhr an der Wand und schloss  
hinter sich ab. Sie musste vor der Abendmahlzeit noch aufräumen und  
nass aufwischen. Während sie fleißig werkelte, begaben sich ihre Gedan-  
ken auf Wanderschaft. Sie hatte es selbst in der Hand, ihrem Leben eine  
neue Wendung zu geben. Und diese Möglichkeit war ihr von völlig un-  
erwarteter Seite zugetragen worden. Ob sie das Wagnis eingehen sollte?



Kerstin Müller warf einen intensiven Blick auf die monströse Walnuss-  
holz-Standuhr. Ihr Herz klopfte vor Vorfreude, denn nun konnte es nicht  
mehr lange dauern, bis Christopher kam. Obwohl sie ihn erst vor drei  
Tagen gesehen hatte, zeigte das sehnsüchtige Kribbeln in ihrem Innen-  
ren, wie sehr sie ihn vermisste. Lächelnd ging sie zu dem quadratischen  
Holzcouchtisch und arrangierte die Grünholzweige in der Vase neu,  
strich mit einer flüchtigen Bewegung das bestickte Deckchen glatt, um  
anschließend die Kissen in einer Ecke der Couch zu drapieren.

Felicitas, ihre Freundin, runzelte die Stirn und sagte halblaut vor sich  
hin: „Die lagen da doch vorhin schon.“

Kerstin ließ sich nicht beirren, sondern sah sich zufrieden um, eilte  
dann zu ihren Eltern in die Küche und prüfte die sorgfältig vorbereitete  
Käse- und Wurstplatte.

„Und du willst wirklich nicht zum Essen bleiben?“, rief sie Felicitas  
zu.

„Wie an jedem Tag in jeder Woche ...“

„... hast du beim Ehepaar März zu Abend gegessen“, vervollständig-  
te Kerstin Felicitas' Satz, während sie aufgereggt an ihrem aufgesteckten  
blonden Haar zupfte.

„Darf ich dich etwas fragen, Kerstin?“

„Natürlich!“ Kerstin gab es auf, noch eine Kleinigkeit zu finden, die sie vergessen hatte vorzubereiten. Sie ließ sich neben ihrer um wenige Jahre älteren Freundin auf der Couch nieder, wobei der soeben drapierte Kissenschmuck in sich zusammenfiel.

„Ich habe dir doch von dem Brief dieses amerikanischen Anwalts erzählt?“

„Sicher. Zwei Frauen, irgendwelche Großtanten von dir, sollten ein Haus in den Staaten erben. Die Damen lehnten ab, und jetzt bist du in der Erbfolge an der Reihe.“

„Soll ich das Erbe doch antreten?“

„Feli!“ Kerstin, die als Notariatsgehilfin arbeitete, warf Felicitas einen entsetzten Blick zu. „Darüber haben wir doch wirklich oft genug gesprochen! Nachdem alle Verwandten der Verstorbenen in den Staaten das Erbe abgelehnt haben und selbst deine unbekannteren alten Großtanten so intelligent waren, es auszuschlagen, warum solltest du auf die Angelegenheit hereinfallen?“

„Aber ...“

„Feli, das Erbe kann nichts Gutes beinhalten, wenn es aus den USA bis hierher weitergereicht wurde“, versuchte Kerstin erneut, die Freundin von dem Gedanken abzubringen, in den Bundesstaat Mississippi auszuwandern. „Eventuell ist das Grundstück haushoch mit Schulden belastet oder ihm hängt eine andere, uns verborgene, unangenehme Eigenheit an. Niemand will es haben, und das hat sicher einen absolut nachvollziehbaren Grund. Lehn das Erbe ab und fertig!“

Während sie sich einige vorwitzige Strähnen ihres braunen Haares aus dem Gesicht strich, murmelte Felicitas: „Vermutlich hast du recht.“

„Bestimmt. Auch Christopher ist meiner Meinung.“

Felicitas schrak zusammen, als es an der Tür Sturm läutete, Kerstin hingegen sprang auf, eilte in den Flur und ließ ihren Freund herein. Dieser küsste sie flüchtig auf die Stirn, ehe er ihr seine nasse Kopfbedeckung und den klammen Mantel in die Hand drückte.

Heimlich vergrub sie ihr Gesicht in dem so herrlich nach Christopher duftenden Kleidungsstück. Mit einem nahezu berausenden Glücksgefühl beobachtete sie, wie ihre Eltern aus der Küche kamen, den amerikanischen Soldaten herzlich begrüßten und sich mit ihm an dem gedeckten Tisch niederließen. Ihre Eltern gewöhnten sich allmählich an den Gedanken, dass sie sich in einen US-Amerikaner verliebt hatte.

„Wir sprachen soeben über Felis ominöses Erbe“, begann Kerstin eine Plauderei, während sie sich ebenfalls setzte.

„War das Thema nicht abgehakt?“, fragte Christopher in seinem leicht akzentuierten Deutsch. „Weshalb denkst du noch immer über die Erbschaft nach?“, hakte er nach, als er von der in Gedanken versunkenen Felicitas keine Antwort erhielt.

„Weil ich mir wieder unsicher geworden bin.“ Die junge Frau erhob sich schwungvoll.

„Du könntest ja rüberfliegen und dich dort präziser über das Erbe informieren“, schlug Herr Müller vor, klang aber selbst nicht überzeugt von seiner Idee.

„Diesen Plan habe ich längst verworfen. Ich besitze zwar das Geld für den Hinflug, käme allerdings nicht mehr zurück, weil mein Erspartes dafür leider nicht ausreicht. Und an mein fest angelegtes Sparguthaben komme ich eigentlich noch nicht ran.“

„Wenn du dich über einen längeren Zeitraum in den USA aufhalten willst, brauchst du ohnehin eine Aufenthaltserlaubnis“, erklärte ihr Kerstin.

„Ich dachte, Christophers Familie könnte mir bei den Formalitäten helfen. Oder dieser Anwalt.“

Christopher sah Felicitas zweifelnd an. „Aber wovon würdest du dort leben? Wer würde dich versorgen oder auf dich aufpassen?“

Felicitas hob ergeben beide Hände. „Ist schon gut. Ich lehne das Erbe ab. Was soll ich auch in Mississippi? Ihr habt sicher recht: Mit dem Haus kann etwas nicht in Ordnung sein.“

Aufmunternd lächelte Kerstin ihre Freundin an, konnte sie doch ihre Freude über diese Entscheidung nicht verhehlen. Die Angst, Felicitas könnte Deutschland verlassen, hatte sie in den letzten Tagen gehörig umgetrieben. Zumindest hoffte Kerstin, dass Felicitas' Entschluss nun besiegelt war, denn diese hatte die aufreibende Angewohnheit, ihre Ansichten innerhalb kürzester Zeit wieder zu revidieren. Und das ohne einen ersichtlichen Anlass oder Grund.

„Ich wünsche euch einen schönen Abend“, sagte Felicitas in die Runde und wandte sich in Richtung Flur.

Kerstin erhob sich, begleitete ihre Freundin zur Tür und schloss sie fest in die Arme. „Ich bin froh, dass du dich zum Bleiben entschieden hast. Es ist für eine Frau viel zu gefährlich, allein und aufgrund einer wirklich unsicheren Angelegenheit einfach auf Reisen zu gehen. Und du kannst nicht einfach zurückkehren, sollte dir danach zumute sein.“

„Und deshalb bleibe ich!“, bestätigte Felicitas, wickelte sich den Schal um den Hals und öffnete die Tür. Sie ging über den schneebedeckten

Gartenweg zur Straße. Die sanft rieselnden Schneeflocken umhüllten sie wie eine schützende Decke und bildeten rasch eine weiße Haube auf ihrem dunklen Haar.



Felicitas war bereits eine geraume Zeit von der Dunkelheit verschluckt worden, ehe Kerstin die Tür zuschob und sich mit dem Rücken an das Türblatt lehnte.

Vermutlich war Kerstin der einzige Mensch, dem Felicitas die Erlebnisse ihrer Kindheit und die damit verbundenen, sie noch immer plagenden Albträume anvertraut hatte. Und genau diese grauenhaften Träume waren der Grund, weshalb Kerstin ihren unbestimmten Verdacht, dass Felicitas gelegentlich beobachtet wurde, für sich behielt. Felicitas sollte endlich in Ruhe leben dürfen, zumal ihre nächtlich wiederkehrenden Erinnerungen zuletzt nachgelassen hatten. Es schien fast, als verblassten sie ebenso wie Felicitas' Fotografien, die zu lange von den hellen Strahlen der Sonne beschienen wurden.

Kerstin wusste nicht, ob sie richtig handelte, indem sie schwieg. Doch momentan überwog ihre Sorge, dass sie durch ein Ausplaudern ihrer vermeintlichen Beobachtung Felicitas wieder in das Chaos und den Schmerz ihrer Vergangenheit zurückkatapultieren könnte. Das wollte sie unbedingt vermeiden.



Der Schlüsselbund rutschte aus Felicitas' kalten Fingern und fiel genau zwischen die Stufen und den Treppenabsatz. Hastig griff sie danach, stieß sich dabei jedoch den Kopf am Metallgeländer, das daraufhin zu vibrieren begann.

„Autsch!“, entfuhr es ihr, und sie musste mit ansehen, wie die Schlüssel in die Lücke fielen und aus ihrem Blickfeld verschwanden. Ein Klirren ertönte, als der Bund Sekunden später im Erdgeschoss auf dem Steinfußboden aufschlug.

Die junge Frau verdrehte die Augen, legte ihre Handtasche und die Post vor ihrer Wohnungstür ab und stieg wieder hinunter. Missgeschicke dieser Art waren leider bezeichnend für sie. Gelegentlich fragte sie sich, ob es jemals aufhören würde, dass sie alles umwarf, fallen ließ oder über etwas stolperte.

Als sie das Erdgeschoss erreicht hatte und sich nach dem Schlüssel bückte, öffnete sich die Wohnungstür hinter ihr.

„Fräulein Jecklin, was tun Sie denn da?“, fragte eine schneidende, weibliche Stimme.

„Mir ist der Schlüsselbund heruntergefallen.“ Felicitas hielt das leise klimpernde Beweisstück hoch.

Ihre Nachbarin taxierte sie mit vorwurfsvollem Blick. „Sie haben heute die Mülltonne nicht auf die Straße gestellt.“

Felicitas biss sich verlegen auf die Unterlippe. „War ich schon wieder an der Reihe? Das tut mir leid. Ich habe es völlig vergessen.“

„Ja, Sie waren an der Reihe. Und Sie müssen noch die Treppe kehren und Schnee schieben“, erinnerte die Frau sie im Befehlstone an ihre Pflichten.

„Das erledige ich sofort. Ich ziehe mir nur schnell meine warmen Stiefel an.“

„Tun Sie das!“ Die Tür wurde laut zugeschlagen.

Felicitas hastete in den zweiten Stock hinauf, schloss die Wohnungstür auf und stolperte dabei prompt über ihre Handtasche. Reaktionsschnell hielt sie sich am Türrahmen fest.

Sie warf die Post auf die Ablage in ihrem winzigen Flur und klappte den Schuhschrank auf. Dabei fiel ihr Blick auf die amerikanische Briefmarke des obersten Umschlags. Ein aufgeregtes Kribbeln perlte von ihrer Magengegend in Richtung Kopf und in ihre Finger und Zehen. Die Stiefel gerieten in Vergessenheit. Sie ergriff den Brief, betrat das Wohnzimmer und öffnete das Kuvert wenig sorgsam mit dem Zeigefinger. Auf Neu bat man sie um Rückmeldung bezüglich des Erbes, ein Haus mit Grundstück in Wilkinson County im Staat Mississippi.



Mit quietschenden Reifen bremsten mehrere Autos vor dem Haus, und das dröhnende Knattern der Motoren erstarb. Die um den massiven Holztisch versammelten Personen hoben alarmiert die Köpfe. Lähmendes Schweigen breitete sich aus; ängstliche Blicke wurden ausgetauscht.

Karl Ritzenhofen, das Oberhaupt der Familie, bei der Fitzi zwei Stunden zuvor untergetaucht war, erhob sich so langsam, als drücke ein Zentnergewicht ihn nieder. Schließlich trat er an eines der Sprossenfenster, schob, darauf bedacht, jede hektische Bewegung zu vermeiden, den dunkelgelben Vorhang beiseite und blickte auf die geschotterte Straße.

„Gestapo!“, zischte er und bestätigte damit die Befürchtung aller Anwesenden. Seine im schwäbischen Dialekt hervorgestoßenen

Anweisungen peitschten wie Hiebe durch den Raum: „Adolf, bring das Mädchen fort! Christine, du räumst ihr Gedeck weg!“

Dann warf er, bereits auf dem Weg zum Treppenhaus, der entsetzt dreinschauenden Siebenjährigen einen mitleidigen Blick zu.

Noch ehe der dreizehnjährige Adolf sie bei der Hand nehmen konnte, rannte Fitzi in die angrenzende Küche und verließ das an den Hang gebaute Bauernhaus über den ebenerdigen Hinterausgang. Nach ihr stolperte Adolf in den abendlichen Sonnenschein hinaus. Auf allen vieren krabbelten sie den steilen Abhang hinauf, bis sie die Scheune aus ausgebleichtem Holz erreichten. Das offen stehende Scheunentor mutete Fitzi wie ein gefräßiger schwarzer Schlund an.

„Du kannst dich zwischen den Weinfässern verstecken“, raunte Adolf ihr zu.

Fitzi folgte dem schlaksigen Jungen in den düsteren Schuppen, in dem die Weinfässer für die baldige Lese meterhoch neben- und übereinandergestapelt lagen. Sie waren allesamt mit Wasser gefüllt, damit das Holz nicht austrocknete und barst.

Adolf deutete auf eine schmale Lücke zwischen zwei liegenden Fässern in der untersten Reihe. Wiederum gaukelte Fitzis ausgeprägte Fantasie ihr vor, in das aufgerissene Maul eines Ungeheuers zu blicken, das sie zu verschlingen drohte.

In den vergangenen Jahren hatte sie sich so viele Male in ähnlich winzigen Verstecken verkrochen, dass ihr mittlerweile davor graute. Diese Monster waren gleichermaßen Feind und Freund.

Fitzis Zögern entfachte Adolfs Wut. „Mach endlich! Oder willst du wie die anderen enden und meine Familie mit hineinziehen?“

Das Mädchen holte tief Luft und schob sich mit den nackten Füßen voraus in den schwarzen Spalt. Staub, Spinnweben und ein Gemisch aus modriger und zugleich süß und bitter riechender Feuchtigkeit hüllten sie ein. Mühsam drehte Fitzi in der Enge und Dunkelheit den Kopf und sah zwischen den metallbeschlagenen Rundungen der Fässer hindurch zu, wie Adolf hinaus in den Sonnenschein trat. In die Freiheit.

Es vergingen nur Sekunden, bis eine Silhouette den sonnenüberfluteten Eingang verdeckte und einen bedrohlich langen Schatten bis zu ihrem Versteck warf. Der Mann trat zögernd ein. Eine zweite, sehr bullige Person folgte ihm. Diese hatte Adolf am Ohr gepackt und zerpte ihn mit sich in den Schuppen.

Fitzi hielt den Atem an, während sie einer lauten Wutrede lauschte, aus der sie einmal mehr erfuhr, wie minderwertig, hinterhältig und

dreckig sie sei; kein Mensch im eigentlichen Sinne. Ihre Angst steigerte sich, als der imposante Schatten direkt auf sie zukam und mit dem schwarzglänzenden Stiefel gegen das Fass zu ihrer Linken trat. Er löste ein Dröhnen aus, das in ihrem Kopf zu einem schmerzhaften Donnern anschwell. Würden die aufgestapelten Fässer nun auseinanderrutschen? Waren sie im Begriff, über Fitzi hinwegzurollen und sie zu zermalmen?

Ein Pistolenschuss löschte für einen Augenblick alle anderen Geräusche aus. Dem Knall folgte ein Pfeifen in Fitzis Ohren, in das sich das gurgelnde Glucksen von Wasser sowie das böse klingende Knarren der Weinfässer mischte. Drohten diese jetzt nachzugeben?

*Weshalb das alles?*, fragte sich Fitzi und spürte den leichten Schwindel, der sie ermahnen wollte, endlich wieder zu atmen. Doch das war nicht möglich! Die Fässer erdrückten sie! Der Platz war selbst für einen flachen Atemzug zu knapp.

Das nächste Geräusch, das zu Fitzi durchdrang, war das harte, belörende Gelächter eines der Eindringlinge. Dieser stieß Adolf derb nach draußen, und Fitzi sah neiderfüllt, wie der orangefarbene Sonnenschein den Jungen liebevoll einhüllte. Um sie hingegen herrschte Dunkelheit, die sie bald restlos verschlingen würde. Schon breitete sich vor ihren Augen eine eigentümliche Schwärze aus.

Indessen hantierten die Gestapo-Männer mit dem neben der Tür aufgeschichteten Brennholz und einem kleinen Gegenstand. Wenige Augenblicke später züngelten an mehreren Stellen winzige, aber gefräßige gelbe Flammen hoch. Die Tür wurde mit einem unüberhörbaren Knall zugeschlagen, der Riegel energisch vorgelegt.

Sie atmete noch immer nicht.



Felicitas fuhr im Bett hoch und schnappte nach Luft. Ihr Nachthemd klebte schweißnass an ihr, und sie zitterte am ganzen Leib. Sie waren zurück: diese grässlichen Alpträume; Episoden aus ihrer Vergangenheit. Warum nur quälten diese Erinnerungen sie wieder Nacht für Nacht?

Sie schwang die Beine aus dem Bett. Eisige Kälte umfing sie. Ein fahler Mond schien durch das Fenster, beleuchtete den Linoleumboden, ihren Stuhl und den Brief aus den Vereinigten Staaten auf dem Tisch. Sie strich sich das feuchte Haar aus dem Gesicht, ohne ihre Augen von dem Umschlag zu nehmen. Aufgewühlt schüttelte sie den Kopf. Ja, sie war impulsiv. Vielleicht deshalb, weil sie sich als Kind ständig auf neue Begebenheiten hatte einstellen müssen. Wie oft hatte sie sich in letzter

Zeit überlegt, einmal in den Norden zu reisen, da dort angeblich noch entfernte Verwandte von ihr lebten. Zu einer Entscheidung hatte sie sich jedoch nie durchringen können. Aber bei der Frage, ob sie das Erbe in Mississippi annehmen sollte, hatte sie sich wirklich viel Zeit gelassen und Rat bei Kerstin und Christopher eingeholt.

Waren es die Alpträume, die plötzlich mit entsetzlicher Intensität wiederkehrten, die sie dazu trieben, den bereits gefassten Entschluss erneut zu überdenken?



Keuchend und einige Minuten zu spät kam Felicitas beim Fotostudio an. Die Glocke über der Tür klingelte Sturm, sodass Heinz hochschreckte.

„Fräulein!“, fuhr er sie unwillig an, ehe er sich die schwarze Uhrmacherlupe wieder zwischen Wange und Augenbraue klemmte und sich über eine Fotografie beugte.

„Entschuldigung, Herr März. Ich musste heute Morgen noch Schnee schieben und einen Brief zur Post bringen.“

Ihr Chef winkte ab. Es war nichts Ungewöhnliches, dass seine etwas chaotisch veranlagte Angestellte zu spät zur Arbeit erschien. „Frau Glatt und Frau Link haben vorhin hereingeschaut. Sie wünschen sich von ihren Kindern Fotos wie diejenigen, die im Schaufenster ausgestellt sind. Ich habe für heute Nachmittag Termine vereinbart.“

Felicitas' zweifelnder Blick entging dem Fotografen, da er mit seiner Lupe und dem Bild beschäftigt war. „Kinderbilder wie die im Schaufenster?“, hakte sie ungläubig nach.

„Das sagte ich doch.“

„Wissen Sie, welche Abzüge da draußen stehen?“

„Die von den Birkenbach-Buben, nehme ich an?“

„Ja ...“ Felicitas zog das Wort in die Länge und wartete auf eine weitere Reaktion, die jedoch ausblieb. Kopfschüttelnd trat sie ins Freie, um sich zu vergewissern, dass noch immer dieselben Fotografien in der Auslage standen, die sie am Abend zuvor in einem Akt der Rebellion hineingestellt hatte. Die Vorstellung, dass es doch Familien gab, die diese Art von Kinderbildern bevorzugten, ließ sie fröhlich auflachen.

Mit einem Einkaufskorb am Arm verließ Ingeborg März kurz nach ihr den Laden und gesellte sich neben sie. Mit hochgezogenen Augenbrauen musterte sie die saloppen Bilder der beiden Jungen.

„Felicitas! Nimm bitte sofort die Aufnahmen der zerzausten Jungen aus dem Fenster. Sie könnten dem Ansehen meines Gatten schaden.“



„Wie Sie meinen.“ Felicitas gelang es nicht, ein erneutes Schmunzeln zu unterdrücken. Gut gelaunt wagte sie zu sagen, was ihr schwer im Magen lag: „Übrigens werde ich nicht mehr lange für Sie arbeiten. Ich habe ein Haus in Übersee geerbt und reise aus, sobald alle rechtlichen Angelegenheiten geklärt sind.“

Nach der Eröffnung ihrer ungewöhnlichen Zukunftspläne war ihr die ungeteilte Aufmerksamkeit der Frau sicher. „Du willst uns verlassen? Weiß mein Gatte denn schon Bescheid?“

„Nein, aber ich werde es ihm gleich erzählen.“

„Dann hoffe ich, wir finden rasch einen Ersatz für dich.“ Frau März tappte mit vorsichtigen Schritten durch den flach getretenen Schnee davon.

Nicht im Mindesten überrascht von der herzlosen Reaktion auf ihre umwälzende Nachricht kehrte Felicitas in den Laden zurück. Sie hatte sich in dieser Kleinstadt niemals zu Hause gefühlt. Nun trug sie den Traum im Herzen, dass sich das in ihrer neuen Heimat grundlegend ändern würde.